

Irian Jaya - Die letzten Tage der „Steinzeit“



Dr. Stephen SOKOLOFF
Stefan Fechter Weg 1/49
A-4020 Linz

Auf Neuguinea, der zweitgrößten Insel der Erde, leben viele Menschen unter extrem primitiven Verhältnissen. Sie besitzen weder Maschinen noch Arbeitstiere, sind aber trotzdem in der Lage, Nahrungsmittel, Behausungen und Kleidung ohne fremde Geräte und Hilfsmittel zu erzeugen. Viele von ihnen stehen dennoch bereits in engerem Kontakt mit unserer Welt. Es stört sie nicht, wenn Touristen zu ihnen kommen und ihren Festen beiwohnen. Wer von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, erlebt Faszinierendes, ähnelt doch ein Besuch bei diesen Ureinwohnern einer Reise zurück zu den Anfängen der Zivilisation.

Die Insel Neuguinea, neunmal größer als Österreich, liegt knapp südlich des Äquators in der Nähe von Australien. Die Eingeborenen sind dunkelhäutig und kraushaarig. Auf der östlichen Hälfte befindet sich Papua Neugui-

genwald erheben sich fast 5000m hohe, gletschergekrönte Berge empor. In der Stadt Wamena huschen nackte Männer, nur mit Penisköchern bekleidet, zwischen Lastwägen und Autos herum. Verblüffend ist auch die Viel-

Es gibt abgelegene Gebiete Neuguineas, wo die Einwohner selten oder nie Andersrassigen begegnen. Noch im Jahr 1987 sind dort uns vorher unbekannte Stämme aufgetaucht. Andererseits macht sich überall ein gewisser Fortschritt bemerkbar. Selbst Menschen, die ihre versteckten Urwaldsiedlungen nie verlassen, erwerben Metalläxte und Tuchkleidung durch Tauschhandel. Sogar die Schulpflicht herrscht bereits in manchen Landesteilen, die noch sehr urtümlich wirken.

Im folgenden Beitrag schildere ich drei Stämme, welche unsere zehnköp-



Abb. 1: Eine Kulturbegegnung der Hochlandvölker Irian Jayas

nea, ein unabhängiges Land. Der westliche Teil, Irian Jaya, gehört seit 1969 zu Indonesien.

Unglaublich sind die naturbedingten und kulturellen Kontraste auf West-Neuguinea. Aus dem tropischen Re-

zehl einheimischer Völker in Irian Jaya. Zwei Millionen Menschen verständigen sich in 250 verschiedenen Sprachen, was nach Schätzungen beinahe ein Zehntel all jener, die der Forschung bekannt sind, ausmacht.

fige Gruppe im Rahmen einer 18-tägigen Studienreise kennenlernte. Bezüglich ihrer Lebensweisen und der von ihnen bewohnten Naturräume zeigen sie markante Unterschiede. Zusammen betrachtet, bieten sie

gewissermaßen einen Querschnitt der Völker Irian Jayas.

Ein Schweinefest im Hochland

Zuerst wenden wir uns den Dani zu, die für ihre Penisköcher und Ritualkriege bekannt sind (Abb.2). Die über 100.000 Mitglieder dieses Stammes bewohnen das Baliemtal. Es befindet sich mitten in einer Gebirgskette, die den Norden des Landes vom Süden trennt.

Wer das Leben in einem Danidorf beobachten will, sollte unbedingt ein Schweinefest besuchen. Als Zivilisationsmensch wird man das Geschehen mit einer Mischung aus Bewunderung und Entsetzen verfolgen. Obwohl derartige Anlässe von Fremdenverkehrsveranstaltern organisiert werden, sind sie, zumindest in Irian Jaya, keine Touristenvorfürungen. Wenn man den Dani ein Schwein spendiert, bereitet es ihnen Freude, es auf gewohnte Weise zu schlachten, zu garen und zu verspeisen. Fleisch ist schließlich für sie eine kaum erschwingliche Köstlichkeit, die genauso gut schmeckt im Beisein von neugierigen, Foto blitzenden Ausländern. Reisegruppen sind noch selten in diesem Gebiet und jedes einzelne Dorf wird nur gelegentlich von Touristen besucht. Ich glaube, dass die Dani uns eher als willkommene Abwechslung denn als Störung betrachten.

Die Siedlung, die wir aufsuchen, befindet sich nur zehn Gehminuten von einer Straße entfernt. Seine Bewohner sind bereits mit Autos, Flugzeugen und anderen modernen Errungenschaften vertraut, ihre Kinder besuchen sogar die Schule. Noch spielen aber diese Zivilisationserscheinungen hier eine ziemlich geringe Rolle. Die Einheimischen wissen zwar, dass es eine Außenwelt gibt, trotzdem läuft ihr Alltag kaum anders als in der Steinzeit ab.

In der Nähe der Holzumzäunung stürmen uns nackte Männer mit Speeren entgegen. Sie tragen nur Kotekas - Penishüllen aus Kürbissen, welche die Hoden freilassen. In den 70er Jahren haben die indonesischen Behörden versucht, den Dani Tuchkleidung aufzuzwingen - aber ohne Erfolg. Das Schauspiel, das wir erleben, erinnert an frühere Zeiten. Damals kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen mit benachbarten Dörfern. Berühmt sind die Ritualkriege, welche den Männern Gelegenheit gaben, anderen mit ihrer Stärke und ihrem Mut zu



Abb. 2: Ein wichtiger Danimann mit prächtigem Nasenschmuck

imponieren. Dabei kamen nur wenige Menschen ums Leben. Außerdem führte man heimtückische Raubzüge durch, bei denen Frauen und Schweine erbeutet wurden. Die Verlierer schmiedeten Pläne, ihre toten Angehörigen zu rächen, um deren Seelen zu besänftigen.

Mit ihren Speertänzen wollen männliche Dani heute wie damals den Zuschauer beeindrucken, deswegen werden diese Kunststücke nicht nur Ausländern, sondern auch anderen einheimischen Stämmen vorgeführt (Abb.1). Neuerdings gibt es sogar Massenkulturbegegnungen der Hochlandvölker. Unsere Gastgeber sind frühzeitig per Lastwagen von einer derartigen Veranstaltung zurückgekommen, um uns empfangen zu können. Dank uns haben sie also ein Hauptmerkmal der westlichen



Abb. 3: Ein Schwein wird auf grausame Weise geschlachtet.

Zivilisation kennengelernt: den Terminstress.

Als wir im Dorf Suroba eintreffen, ist es bereits später Vormittag. Ungefähr sechs Stunden wird es noch dauern, das Schweinefleisch und die Süßkartoffeln zuzubereiten. Das „Fest“, an dem wir teilnehmen, entbehrt fast jeglicher Pracht und Üppigkeit. Die Dani verfügen nur über ein einziges Musikinstrument, die Maultrommel, die wenigen Tanzbewegungen, die sie uns vorführen, wirken eher kindisch. Auch religiös-rituelle Elemente sind stark reduziert. Es scheint, dass diese Menschen kaum Poesie kennen, ihr Dasein ist weitgehend auf den pragmatischen Kern, die zum Überleben notwendigen Fertigkeiten, beschränkt.

Mit der Vorbereitung ihres kargen Festmahls sind alle erwachsenen Männer und Frauen des Dorfes stundenlang beschäftigt. Brennholz haben sie schon vor unserer Ankunft gesammelt. Genauso schnell, wie wir Streichhölzer aus der Tasche holen und anzünden, zaubern die Dani Feuer auf natürliche Weise herbei - sie reiben eine Rattanfaser schnell über einen Stock. In dem mit diesen Funken entfachten Holzfeuer werden Steine erhitzt. Das Borstenvieh ist aber die Grundlage des Schweinefestes. Zwei Männer halten ein mittelgroßes Tier wie eine Zielscheibe hoch. Ein dritter stellt sich mit einem Bogen bewaffnet unmittelbar davor und schießt einen Pfeil auf das Opfer (Abb.3). Er trifft zwar, aber nicht an tödlicher Stelle. Freigelassen, um auszubluten, rennt das Schwein quicklebendig herum. Also wiederholt man das grausige Verfahren - mit glei-



Abb. 4: Vorsicht - heiße Steine!



Abb. 5: Neugierige Hunde bei der Fleischzubereitung

chem Ergebnis. Schließlich stellt einer den Fuß auf die arme Kreatur, biegt ihren Rumpf hin und her, entschuldigt sich aber gleichzeitig bei ihrer entweichenden Seele für die unsanfte Behandlung.

Als nächstes wird Schicht für Schicht ein brusthoher „Ofen“ aus Gras und Kräutern gebaut. Dort soll das Schweinefleisch zusammen mit einer Unmenge Süßkartoffeln gegart werden. Nun braucht man die heißen Steine. Sie werden mit improvisierten, instabilen Zangen aus zwei Holzstöcken herbeigeschafft (Abb.4). Das ist keine glückliche Lösung: manchmal fällt einer beinahe auf die Füße des Nebenmannes - aber niemand regt sich auf. Schließlich wird der dampfende Heuhaufen mit Rattanfasern zugeschnürt (Abb.6).

Trotz Ehefrau im „Männerwohnheim“

Zwei Stunden müssen wir noch auf das Essen warten. Das ist genügend Zeit, um den kleinen, eingezäunten Dorfteil kennenzulernen, der aus einigen strohbedachten Holzhütten besteht. Das Haus, in dem alle erwachsenen Männer schlafen, befindet sich immer gegenüber dem Eingangstor. Daran schließen jene Häuser an, welche die Frauen, ihre Kinder und ihre jungen Schweine beherbergen. Ehepartner wohnen also nicht zusammen; will ein Ehemann Zärtlichkeiten mit seiner Gattin austauschen, muss er sich mit ihr extra ein Treffen vereinbaren. Nach der Geburt eines Kindes darf er sie 3-4 Jahre lang überhaupt nicht berühren. Wer über die erforderlichen Zahlungsmittel für den Brautpreis (Schweine,

Muschelschalen) verfügt, leistet sich deshalb mehrere Frauen.

Auch tagsüber verbringen Männer und Frauen die meiste Zeit mit ihren Geschlechtsgenossen. Die Familienbände scheinen relativ schwach. Hier wird die Ehe hauptsächlich als eine Zweckgemeinschaft für Fortpflanzung und Sexualität verstanden. Die romantische Liebe ist ein Luxus, welchen sich Menschen aus der „Steinzeit“ kaum leisten können.

Wie ihre Männer kommen die Dani-Frauen weitgehend ohne Kleidung aus. Sie tragen lediglich eine Grasschürze. Bei älteren Frauen fallen uns außerdem die vielen fehlenden Fingerglieder auf. Diese wurden früher als Zeichen der Trauer beim Tod von Angehörigen amputiert (Abb.7). Heute ist dieser Brauch jedoch verboten.



Abb. 6: Der dampfende Ofen aus Gras wird nun geschlossen



Abb. 7: Als Zeichen der Trauer ließen sich Danifrauen früher Fingerglieder abhacken

Nach einer Garzeit von zwei Stunden sind die Speisen fertig. Jeder verzehrt sie allein oder gemeinsam mit einigen Geschlechtsgegnossen. Das Schweinefleisch würde vielleicht für sechs ordentliche Portionen ausreichen, aber zumindest zwanzig Dani sind anwesend. Sein Genuss ist weitgehend ein Privileg der Männer, vielleicht weil diese die schwersten Kraftleistungen vollbringen. Frauen und Kinder müssen sich also hauptsächlich mit den Süßkartoffeln, dem Grundnahrungsmittel dieses Volkes, begnügen.

Erst jetzt fallen mir in einer Ecke verschiedene Andenken wie Penisböcher und grobe Steinbeile auf. Niemand hat sich bemüht, unsere Aufmerksamkeit auf sie zu lenken oder mit uns über deren Preise zu feilschen. Das Geldverdienen scheint hier kein wichtiges Anliegen zu sein. Anders sieht es in der regionalen Hauptstadt Wamena aus. Dort wird man häufig von Souvenirverkäufern angesprochen, die sich auch gegen Bezahlung fotografieren lassen.

Als unsere zehnköpfige Reisegruppe sich am späten Nachmittag zum Aufbruch anschickt, bemerken wir eine plötzliche Veränderung im Dorf. Viele der Bewohner ziehen nun T-Shirts an. Einige der Dani, vor allem ältere Menschen, regen sich zwar wegen dieser neuartigen Modeerscheinung auf. „Was, du trägst Kleidung?“, mokieren sie sich, „bist du vielleicht krank?“ Trotz ihrem Sarkasmus wird die Ausdehnung der Zivilisation auch auf ihr Leben unaufhaltsam sein. Generell haben selbst in entlegeneren Landesteilen Industrieprodukte ihren Siegeszug angetreten. Es ist wahrscheinlich, dass künftige Generationen Metalltöpfe, Fahrräder, Radios und andere Güter erwerben wollen. Sie werden nicht mehr bereit sein, wie ihre Ahnen zu leben. Außerdem wird sie sicherlich die indonesische Regierung zu drastischen Umstellungen zwingen.

Bedeutende Männer wurden mumifiziert

Im weiteren Verlauf unserer Studienreise eröffnen sich noch andere Aspekte der Danikultur. In einem Dorf zeigt uns ein Wächter die Mumie eines Kriegers (Abb.8). Eine Handvoll wichtiger Persönlichkeiten hat man in dieser Form für die Nachwelt erhalten. Ihre konservier-



Abb. 8:
Nach
Vorstellung der
Dani bringen
Mumien Glück.

Alle Fotos sind,
wenn nicht anders
angegeben,
vom Autor.

ten Körper, welche die Geister gnädig stimmen und Glück bringen sollen, gehören zu den ganz wenigen reiner Kunst- oder Kultobjekte dieses Volkes. Um sie herzustellen, muss man die Leiche monatelang über einem Feuer trocknen - eine Arbeit, die umfangreiches Spezialwissen erfordert.

Schließlich erläutert man uns die einheimische Methode der Salzgewinnung. Um einen solehaltigen Teich zu erreichen, müssen wir 300 m hinaufsteigen. Die Mühe ist umsonst; als wir ankommen, ist schon später Nachmittag, also Feierabend. Das Arbeitsverfahren ist aber einfach zu verstehen. Pflanzenteile werden in das Wasser gelegt. Sie saugen sich mit der Flüssigkeit voll, danach tragen sie Frauen zur Siedlung. Dort trocknen sie sie in der Sonne und verbrennen sie. Zuletzt bleibt das Salz in der Asche zurück.

Eine weitere Fertigkeit gerät heutzutage in Vergessenheit. Seit dem Aufkommen der Metalläxte werden Steinbeile in Spitzenqualität nicht mehr hergestellt. Der Steinbruch, der früher den Rohstoff lieferte, befindet sich 150 km vom Baliemtal entfernt. Um

zu ihm zu gelangen, war, wie Heinrich HARRER (1963) beschreibt, eine mehrtägige Reise erforderlich. Einmal angekommen entfachte man ein Feuer unter dem Felsen und versuchte, geeignete Stücke herauszubrechen. Diese trug man zum Dorf zurück, wo die mühselige Feinbearbeitung beginnen konnte.

Käferlarven zum Nachtisch

Zum Volk der Kumbai führt keine Straße. Es lebt südlich der Berge, im tiefgelegenen Regenwald. Die erste Etappe des Weges bewältigen wir mit einem Missionsflieger. Der Pilot muss dreimal zwischen Wamena und Yanirumah hin- und herfliegen, da uns nur eine kleine Maschine zur Verfügung steht. Vor jedem Start werden Passagiere und Gepäck genau abgewogen.

Gegen elf Uhr des zweiten Tages treffen die letzten unserer Gruppe in der Missionsstation ein. Nun heißt es sofort aufbrechen. Bis zur Dunkelheit marschieren wir durch den feuchtheißen Regenwald. Als einzige Brücken über die unzähligen Ströme dienen Baumstämme. Diese sind glücklicher-



Abb. 9: Baumstammbrücke über einem Urwaldstrom. Foto: E. Lükken



Abb. 10: Kumbaifrauen gewinnen Sagospäne.

weise trocken geblieben (Abb.9). Bei „unseren“ Kumbai treffen wir erst am Abend ein. Sie leben in einem vereinzelt, 6 m hohen Baumhaus mitten im Regenwald (Abb.11). Ein derartiges Bauwerk beherbergt ca. 15 Menschen und stellt so etwas wie eine eigenständige Siedlung dar. Wie bei den Dani schlafen Männer und Frauen in getrennten Räumen. Ehepaare müssen ein zärtliches Tête-à-tête vereinbaren.

Ob wir zu ihnen hinauf wollen, möchten unsere Gastgeber wissen. Als Leiter steht allerdings nur ein schwankendes gekerbtes Brett zur Verfügung. Was für die Kumbai eine Selbstverständlichkeit ist, bedeutet für uns eine Meisterleistung der Kletterkunst. Nur zwei aus unserer Gruppe nehmen die Herausforderung an.

Warum die Kumbai diese Wohnform bevorzugen, lässt sich leicht erklären. Von ihren hochgelegenen Festungen aus konnten sie einst feindliche Angreifer rechtzeitig erspähen und mit gezielten Pfeilschüssen vertreiben. Reichte ihre eigene Abwehrkraft nicht aus, schrien sie, um militärischen Beistand von befreundeten Baumhäusern zu erleben. Da oben sind sie außerdem vor Mücken si-

cher, denn die Quälgeister bleiben in Bodennähe.

Unsere Gastgeber demonstrieren uns, wie sie ihre Leibspeise ernten. In einer halben Stunde fällt ein starker Mann eine Sagopalme mit einer Stahlaxt. Anschließend schaben die Frauen das weiche Mark heraus. Dazu benutzen sie selbstgebastelte hammerartige Geräte aus rechtwinklig miteinander verbundenen Holzstücken (Abb.10). In halbzyklindrischen Blatt-

scheiden gießen sie dann Wasser über die Späne, um die Stärke herauszulösen. So produzieren sie in einigen Stunden Arbeit Nahrungsmittel für mehrere Wochen. Es bleibt also viel Zeit für die Jagd und für die Liebe übrig. Aus dem Sagomehl bereiten sie köstlich aussehende Pfannkuchen, die allerdings wie Tapetenkleister schmecken.

Auch die Fleischspeise liefert der Urwald gratis (Abb.12). Man muß ei-

Abb. 11 (rechts): Kumbai wohnen in 6-12 m hohen Baumhäusern.



Abb. 12 (links): Ein hervorragendes Fleischgericht - Sagolarven!





Abb. 13: Ein Nashornvogelschnabel - Penis-schmuck des Kumbaivolkes.



Abb. 14: Einige Kumbaimänner umwickeln das Geschlechtsteil mit einem Blatt.



Abb. 15: Diese Steinzeitkinder wollen Flugzeugpiloten werden.

nen gefällten Sagostamm nur eine Zeitlang liegen lassen, ihn dann aufbrechen und die saftigen Käferlarven ernten. Wer ein Gourmet ist, röstet sie, Naturkostanhänger beißen ihnen lieber den Kopf ab und verspeisen sie zappelfrisch.

Auch hier, mitten in der grünen Hölle, bemerkt man etliche Zeugnisse des Fortschritts. Eine Kumbaifrau lässt es sich zum Beispiel nicht nehmen, uns ihr liebstes Kleidungsstück vorzuführen - einen Büstenhalter. Polaroidkameras kennt ohnehin schon jedermann, auch wenn Fotogeschenke noch begehrt sind. Die Kinder der „Steinzeitmenschen“ lernen bereits Lesen und Schreiben im Missionsinternat Yanirumah, am Ausgangspunkt unserer Trekkingtour. Außerdem rückt die Zivilisation immer näher heran; unterwegs begegnen uns zwei italienische Wandergruppen. Wer weiß, eines Tages könnte sich Irian Jaya als wahrhafter Touristenmagnet entpuppen.

Ahnenpfähle und Kopfjagd

Auf das Asmatvolk waren wir besonders gespannt (Abb.16 - 19). Als Bewohner der Südküste ernähren sich diese Menschen von Sago und Fischen. Sie sind als großartige Holzschnitzer bekannt, und ihre Schilder, Masken und 3 - 5 m hohen Ahnenpfähle bei Sammlern sehr begehrt. Leider produzieren sie heutzutage einen Großteil ihrer Werke für Ausländer, meistens in einem völlig neuen



Abb. 16: Das Asmatdorf Atsy ist auf Pfählen gebaut.

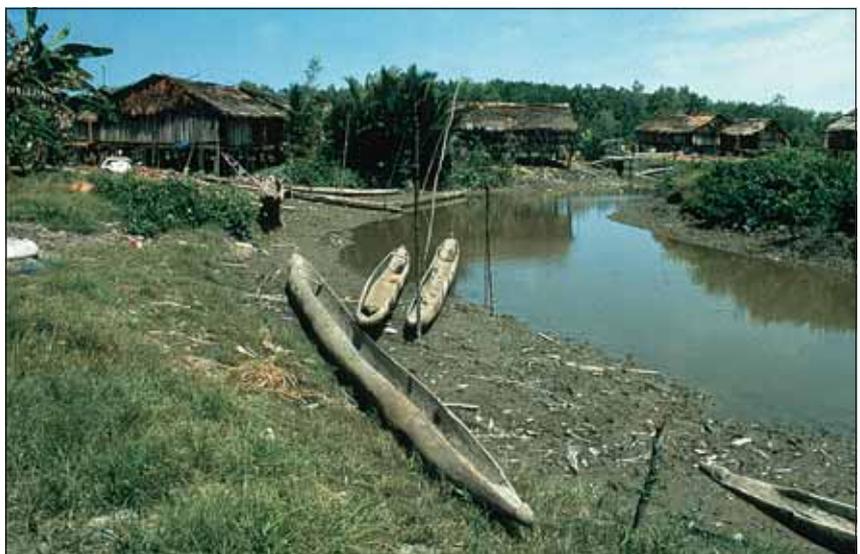


Abb. 17: Ein Asmatdorf am Rand von Agats (Langhaus hier nicht abgebildet).



Abb. 18: Ältere Asmatmänner sind noch teilweise traditionell gekleidet.



Abb. 19: 3-5 m hohe Ahnenpfähle der Asmat.

Stil. Es ist schwer, hochwertige traditionelle Kunstobjekte noch ausfindig zu machen.

Heute sind die Asmat Christen, vor allem Katholiken. Sie tragen züchtige Tuchkleidung und sprechen nicht gerne über jene früheren Sitten ihres Volkes, die uns so sehr faszinieren. Einst war die Kopfjagd ihre Lieblingsbeschäftigung, und sie verspeisten die Gehirne ihrer Opfer. In Krisenzeiten veranstalteten sie Massen-Sexualorgien, in Friedenszeiten tauschten gute Freunde ihre Frauen für eine Nacht aus.

Am Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre hat die indonesische Regierung ihre Kultur gewalt-sam unterdrückt. Nun dürfen sie aber wieder die Langhäuser bauen, die als Zentren ihrer Riten und Praktiken dienen. Sogar die katholische Kirche ist bemüht, diejenigen ihrer Traditionen, die nicht blutrünstig oder „unanständig“ sind, hinüber zu retten.

Bei diesem Volk wohnt jede Familie in einem getrennten Haus. Seine Siedlungen sind Dörfer mit 35 - 2000 Einwohnern. Allerdings findet man in den größeren Populationszentren der Asmat viele Einwan-

derer aus anderen Teilen Indonesiens.

Noch heute beherrschen diese Menschen manche der Fertigkeiten eines Naturvolkes. Trotzdem sind sie weitgehend „zivilisiert“. Ihre jetzige Entwicklungsstufe werden die Dani, die Kumbai und andere Stämme voraussichtlich in 20 - 30 Jahren erreichen. Das wird dann leider das Ende der Steinzeit in Irian Jaya bedeuten.

Literatur

HARRER H. (1963): Ich komme aus der Steinzeit. Frankfurt/M., Ullstein.

BUCHTIPP

ÖKOLOGIE

Christian KÖRNER/Stephan HÄTTENSCHWILER: **Die Alpen und das CO₂-Problem.** Biologische Perspektiven.

138 Seiten, zahlr. Abb. u. Tab., Preis: ATS 510,00; Zürich: vdf 1998; ISBN 3-7281-2587-3

In diesem Band werden mögliche direkte Auswirkungen von erhöhtem CO₂ auf die Pflanzendecke der Alpen vorgestellt. Es geht hier also nicht um den Problembereich „erhöhter Treibhauseffekt“, sondern um die Frage, ob das vermehrte CO₂-Angebot in der Luft über Photosynthese und Wachstumseinflüsse die Stabilität von Ökosystemen im Gebirge unmittelbar verändern

kann. Auch die Frage einer vermehrten biologischen Kohlenstoffbindung zur Entlastung der Atmosphäre wird behandelt.

Im ersten Abschnitt wird das CO₂-Problem aus biologischer Sicht erklärt und die biologische CO₂-Forschung in der Schweiz vorgestellt. Die Untersuchungsobjekte der Abschnitte 2 und 3 sind ein natürlicher Alpenrasen in 2500m Höhe und Modellbestände von Fichtenjungwuchs aus dem Bergwald im Klimasimulator, wobei den Pflanzen über 3 bis 4 Jahre eine gegenüber heute verdoppelte CO₂-Konzentration angeboten wurde.

Wachstumsreaktion: CO₂-Erhöhung alleine bewirkt in diesen Lebensräumen vermutlich nicht die oft vorhergesagte

Wachstumsförderung; die Systeme scheinen heute schon CO₂-gesättigt. Allerdings kommt es zu Veränderungen im Pflanzengewebe, die mehrheitlich ökologisch ungünstig einzustufen sind (z.B. verminderter Eiweißgehalt). Die Blattflächenentwicklung wird eher gehemmt. Niedrige Temperaturen, genetisch bedingtes langsames Wachstum etc. verhindern, dass eine CO₂-Erhöhung einen Düngereffekt hat.

Hingegen dürften die ungleichen Reaktionen der Pflanzenarten langfristig zu einer Veränderung in den Artengemeinschaften führen. Die bisherige und zukünftige Erhöhung des CO₂-Gehaltes in der Atmosphäre beeinflusst die Biodiversität. (Verlags-Info)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [ÖKO.L Zeitschrift für Ökologie, Natur- und Umweltschutz](#)

Jahr/Year: 1999

Band/Volume: [1999_2](#)

Autor(en)/Author(s): Sokoloff Stephen

Artikel/Article: [Irian Jaya- Die letzten Tage der "Steinzeit" 29-35](#)